

Krise - Untergang - Verlust : "Die Gemeinsamkeit aller Krisen ist ihre nachträgliche Vorhersehbarkeit"

Autor(en): **Rychener, Jürg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresberichte aus Augst und Kaiseraugst**

Band (Jahr): **35 (2014)**

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760310>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Krise – Untergang – Verlust

«Die Gemeinsamkeit aller Krisen ist ihre nachträgliche Vorhersehbarkeit»

Jürg Rychener

Zusammenfassung

Unter dem bewusst provozierenden Obertitel «Der Charme des Untergangs» lud die Volkshochschule beider Basel (VHS BB) im Rahmen der Samstagsuniversität im Frühjahr 2013 zu einer Vortragsreihe zum Stand der Forschung in Augusta Raurica ein¹. Im vorliegenden Text wird versucht, einige Grundlagen und Voraussetzungen zur Erforschung dieses und anderer, etwa gleichzeitiger Stadtabgänge – allgemeiner gesagt: Wandlungsprozesse – im Nordwesten des römischen Reiches des 3. Jahrhunderts n. Chr. zusammenzustellen und zu diskutieren. Ein erster Teil gilt einer Definition des Begriffs «Krise», danach wird der Begriff im Sinne der Geschichtsforschung näher vorgestellt. Für die Archäologie der römischen Provinzen ist die «Krise des 3. Jahrhunderts n. Chr.» ein

zentrales Forschungsthema – warum das so ist, soll kurz umrissen werden. Im Vordergrund stehen dabei die Voraussetzungen und Mechanismen solcher Krisen, die sich in einem Modell fassen lassen. Bei der Erforschung dieser Krise spielt die Archäologie eine wichtige Rolle; die Potenziale dafür sind auch in Augusta Raurica beachtlich.

Schlüsselwörter

Abgang, Armee, Barbaren, Courant normal, Definition von Krisen, Domus, Gutshof, Katastrophen, Katastrophentheorien, Klima, Klimaänderungen, Klimageschichte, Krise, Krise des 3. Jahrhunderts, Krisenvorhersage, Modell, «Nicht-Krise», Oberschicht, Stadt, Szenario, Umbruch, Untergang, Wirtschaft.

Katastrophentourismus und Forschung

Wir Archäologinnen und Archäologen sind etwas spezielle Zeitgenossen, wenn es um dieses Thema geht, weil katastrophale Krisen, seien sie lokal, seien sie weiterreichend, uns besonders aussagekräftige und somit gern gesehene Zeugnisse liefern. Es ist auch für ein breiteres Publikum etwas Anziehendes, etwas Faszinierendes daran – entsprechende Auswüchse leider inklusive. Tatsächlich sind Krisen und Katastrophen besondere Lehrstücke der Geschichte; ich unterstelle, dass wir uns mit unseren Forschungen letztlich einer, wenn auch anerkannten, Variante des Katastrophentourismus hingeben.

Der im Besonderen angesprochene Untergang ist jener der Koloniestadt *Augusta Raurica*, wobei die Betonung auf *Stadt* liegt; die Siedlung als solche hat durchaus weiter existiert und war dank der Umwandlung in einen grossen Militärstützpunkt am Rheinlimes bis Ende des 5. Jahrhunderts weiterhin ein Siedlungsschwerpunkt von einiger Wichtigkeit (Abb. 1).

Dieser Untergang – neutraler gesagt: dieser Wandel – ist die Folge von Geschehnissen, die summarisch als «Krise des 3. Jahrhunderts» bezeichnet werden. Sie wird seit Langem intensiv erforscht und diskutiert. Spätestens ab der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. endet im nordwestlichen Teil des römischen Reiches eine vergleichsweise sehr lange, stabile Phase – so der ziemlich allgemeine Konsens in der Forschung. Wie das genau zu verstehen ist, werde ich in einem ersten Teil untersuchen, wobei es um ganz Grundsätzliches gehen soll. Historisch redet man für die Zeit von 235 bis etwa 280 n. Chr. von der Zeit der Soldatenkaiser; die poli-

tischen Verhältnisse sind durch Kriege gegen aussen und die Kämpfe der Thronprätendenten oder Usurpatoren im Innern gekennzeichnet. Daraus resultiert eine erheblich veränderte Rolle der Armee. Diese Geschehnisse sind soweit bekannt und in den groben Zügen unumstritten – ich werde darauf nicht weiter eingehen².

Es soll die Rede davon sein, was ganz allgemein diese Krise ausgelöst hat, welche Faktoren dabei eine Rolle spielen und wie sich diese Faktoren auf eine Stadt wie *Augusta Raurica* ausgewirkt haben können. Im Zentrum stehen dabei die Definition eines viel benutzten Begriffs und der Versuch, begriffliche Werkzeuge für die hier konkret gemeinte Krise zu entwickeln.

1 Der dem Text zugrunde liegende Vortrag wurde am 02.03.2013 gehalten; am 16.03.2013 referierte Peter-Andrew Schwarz über «Augusta Raurica in Schutt und Asche: Who did it?», am 13.04.2013 untersuchte Markus Peter das Thema «Zwischen Propaganda und Währungskrise», am 27.04.2013 fragten Sabine Deschler-Erb und Simon Kramis nach «Littering in Augusta Raurica?», dazu lud am gleichen Tag Debora Schmid, unterstützt durch Cédric Grezet, Jürg Rychener und Hans Sütterlin, zu einer Führung in Augusta Raurica ein. Die Vorträge fanden auf dem Landsitz Castelen in Augst BL statt. Wir danken der Volkshochschule für die Möglichkeit, einer breiteren Öffentlichkeit die aktuellen Forschungen zu diesem Thema unterbreiten zu können. Anlass war unter anderem das Erscheinen der umfangreichen Studie von Regula Schatzmann (Schatzmann 2013). Für Anregungen und Beiträge zum Thema danke ich Regula Schatzmann und Rudolf Känel an dieser Stelle gerne.

2 Siehe s. v. «Reichskrise des 3. Jahrhunderts» im Internetlexikon Wikipedia (Zugriff Dezember 2012).



Abb. 1: Der Abgang der Koloniestadt Augusta Raurica in Kürzestform. Oben die Stadt auf dem Höhepunkt der Entwicklung um etwa 240 n. Chr., darunter das, was um 320 n. Chr. davon übrig geblieben ist: eine «Militärstadt» am Rhein samt vorgelagerter Siedlung.



Abb. 2: Cassandra, die Seherin, der niemand glaubt, weil es die Götter so wollten, vor dem Hintergrund des brennenden Troja.

Am Schluss werde ich kurz die Potenziale umreißen, die die archäologische Forschung allgemein und in *Augusta Raurica* im Besonderen für Untersuchungen zu diesem Thema bietet und noch bieten kann.

Ein Paradoxon zu Beginn

Der Untertitel des Beitrags «Die Gemeinsamkeit aller Krisen ist ihre nachträgliche Vorhersehbarkeit» ist ein verkürztes Zitat aus einem wissenschaftlichen Science-Fiction-Roman von Michael Crichton, der 1969 erschienen ist³. Es handelt sich dort schon um ein Zitat; es stammt aus dem Buch eines gewissen Alfred Pockran. Dabei scheint es sich allerdings um ein fiktionales Werk zu handeln – wir dürfen die Autorschaft für das angebliche Zitat wahrscheinlich dem Romanschreiber selbst zuschreiben. Es lautet: *«[...] Eine Krise wird von Menschen ausgelöst, die mit ihren eigenen Vorurteilen, Neigungen und Veranlagungen in diese Krise eintreten. Eine Krise ist die Summe von Intuition und Verblendung, eine Mischung aus erkannten und übersehenen Fakten. ... Der Einmaligkeit einer jeden Krise [liegt] eine beunruhigende Gleichartigkeit zugrunde. Ein Merkmal aller Krisen ist – rückblickend – ihre Vorhersehbarkeit. Ihnen scheint etwas Unausweichliches anzuhaften, als seien sie vorbestimmt. Das gilt nicht für alle Krisen, aber doch*

*immerhin für so viele, dass auch der hartgesottenste Historiker zynisch und menschenfeindlich werden könnte»*⁴.

Mit der Vorhersehbarkeit ist es allerdings so eine Sache. Die Geschichten um die Prophetien einer Cassandra (Abb. 2)⁵ oder eines Teiresias⁶ sind bekannt: Vorhergesagte Krisen, die womöglich nicht eintreten, passen nicht allen, in den genannten Fällen vor allem jenen Göttinnen und Göttern nicht, die davon profitieren wollten. Angesprochen wird damit freilich ein grundsätzliches Paradoxon: Falls eine Krisenvorhersage ernst genommen wird und man seine Handlungen danach ausrichtet, wird die Vorhersage möglicherweise widerlegt, wenn die Krise tatsächlich ausbleibt.

Was ist eine Krise?

Ich versuche, mich dem Begriff von verschiedenen Seiten her zu nähern. Geht es um einen solchen Begriff im Allgemeinen, trägt meistens eine etymologische Recherche dazu bei, sich erste Klarheit zu verschaffen. Ein Blick ins Griechisch-Wörterbuch⁷ zeigt uns, dass das häufig, vielleicht zu häufig gebrauchte Wort zu einer grösseren Wortfamilie gehört, die im weitesten Sinne mit «Scheiden», «Sichten», «Trennen» und «Auswählen» zu tun hat. Im Grundwort sind auch gerichtliche Aspekte enthalten wie «Urteilen» und «Entscheiden» bis zu «Verurteilen» (Abb. 3). In einer dritten Grundbedeutung steckt darin aber auch das «Sich im Streit messen», «Streiten» und sogar «Hader». Zur gleichen Wortfamilie gehört auch der Begriff «Kritik»; es ist ein Partizip des Verbs. Mit «krités» ist der Richter gemeint, als «kritikós» wird die notwendige Qualifikation für einen Richter beschrieben.

3 Crichton 1969. Michael Crichton (1942–2008) schrieb mehrere wissenschaftlich abgestützte Science-Fiction-Romane; neben realen Zitaten finden sich in seinen Literaturlisten allerdings auch fiktionale. Besonders bekannt geworden ist sein Roman «Jurassic Parc» aus dem Jahr 1990.

4 Crichton 1969, 17 f. Michael Crichton zitiert hier den Krisenforscher Alfred Pockran (A. Pockran, *Culture, Crises and Change*, University of Chicago Press 1964), dessen allgemeine Überlegungen zu Krisen sehr hilfreich sind. Allerdings handelt es sich, soweit ich das nach meinen Recherchen beurteilen kann, beim zitierten Autor/Werk um eine Fiktion – im Internet findet man weder beim Verlag noch auf sonstigen Suchseiten einen Hinweis auf A. Pockran, lediglich auf die (angeblichen) Zitate bei M. Crichton. Falls jemand Näheres weiss, bin ich für Hinweise dankbar! Eine solche Untersuchung wäre wahrscheinlich ein sehr willkommenes Arbeitsmittel für unsere Fragestellungen.

5 Cassandra tritt bei Homer noch nicht als Seherin auf, dies scheint eine spätere Zutat zur Figur zu sein; siehe Falke 2006.

6 Siehe die Dramen von Sophokles: König Ödipus, Verse 317 ff. und Antigone, Verse 983 ff.

7 κρίσις, κρίνειν: griechischer Ursprung. Zur Etymologie und zu Verwandtem siehe in Langenscheidts Grosswörterbuch Griechisch-Deutsch 1967²⁰ (Menge-Güthling) 404 f. Hinweise zum Wort und zum Begriff sind auch im Internetlexikon Wikipedia s. v. Krise zu finden (Zugriff Dezember 2012).

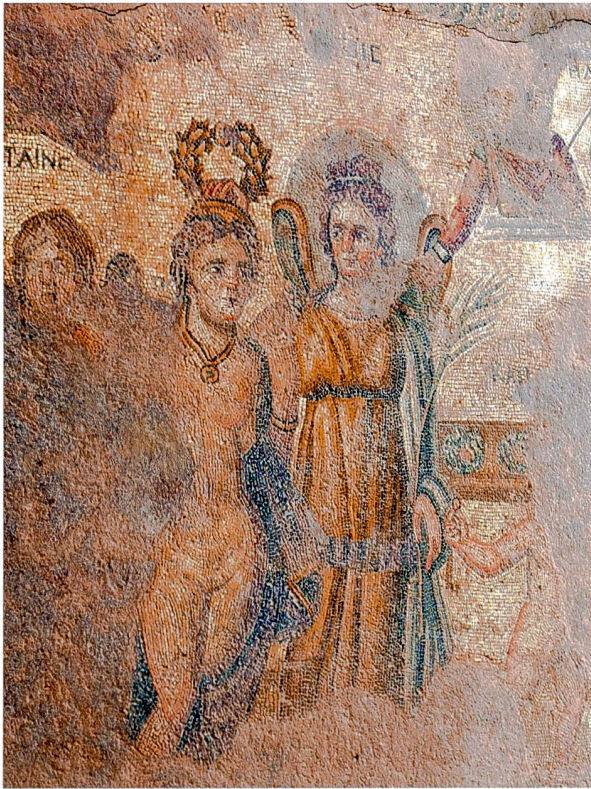


Abb. 3: Krisis als Göttin der Entscheidung krönt Kassiopeia als Gewinnerin in einem Schönheitswettbewerb. Wie vieles andere aus dem Alltagsleben verband man in der Antike auch abstrakte Begriffe (Gerechtigkeit, Richtiger Moment oder eben Entscheidung) mit einem Gott oder einer Göttin. Die Darstellung stammt von einem Bodenmosaik im Haus des Aion in Paphos (Zypern).

ben. Am Rand sei erwähnt, dass auch die heute ausgedehnte Wortfamilie, die mit dem Wortstamm «krimi-» zu tun hat, vermittelt über das Latein, auf dieses griechische Grundwort zurückgeht.

Die Begriffsfamilie «Krise, Kritik, kritisieren» ist zumal in der Umgangssprache fast nur negativ konnotiert. Das ist eigentlich schade; im Grunde genommen handelt es sich um einen wertneutralen Begriff. Krise ist zwar auch im Griechischen mit «Scheidung», «Entscheidung» und «Urteil» verbunden, aber das müssen durchaus nicht nur schlechte, negative Dinge sein – im Gegenteil. Eine Krise im Sinne von Entscheidung kann auch einen durchaus erwünschten Wandel bedeuten, indem etwas Vorhandenes sozusagen ausgetauscht und durch etwas anderes – manchmal tatsächlich Besseres – ersetzt wird, und ein Urteil kann durchaus positiv sein.

Krise im Sinne der Geschichte

Jacob Burckhardt hat in seinen «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» dem Thema «Geschichtliche Krisen» ein ganzes Kapitel gewidmet⁸. Krisen sind nach seiner Definition

«beschleunigte Prozesse», die er den «allmählichen und dauernden Einwirkungen und Verflechtungen der Weltpotentiale» gegenüberstellt. Das ist auf den ersten Blick sicher eine brauchbare Definition, deren Kriterium vorerst übernommen werden soll. Sie bedingt allerdings einen gewissen Abstand zum Geschehen.

Ins Konkrete gewendet muss die Definition freilich erweitert werden, indem wir dafür die spezielle Quellenlage der Archäologie berücksichtigen. Das ist notwendig, weil ihre Zeugnisse buchstäblich und im übertragenen Sinne «von unten» kommen, aus dem Boden und aus der Objektebene des Lebens. Unter den Faktoren, welche eine Krise ausmachen können, rangieren deshalb wirtschaftlich-materielle Gesichtspunkte weit vorne. Allerdings können wir aus den archäologischen Zeugnissen allein keine Krisen erschliessen – ausgenommen sind Naturkatastrophen. Wir sind auf die Überlieferung angewiesen oder auf Geschehnisse, die sich auf anderen Wegen als Krisen zu erkennen geben.

Generell zu bedenken ist freilich in diesem Zusammenhang, dass damit historische Veränderungen untersucht werden, die man vielleicht vorschnell und undifferenziert unter das Dach einer griffigen Bezeichnung bringt. Man kann dabei übersehen, dass gerade die sogenannten Krisen eine sehr differenzierte Untersuchung bedingen. Im konkreten Fall fängt die Differenzierung damit an, dass man sich darüber klar wird, wer für bestimmte geschichtliche Veränderungen und historische Zeiträume den Begriff überhaupt in die Welt gesetzt hat.

Wer definiert eine Krise?

Krisen können erstens von *Zeitgenossen* als solche erfahren und mitgeteilt werden, Krisen können zweitens von den *unmittelbar Nachgeborenen* als solche bewertet und mitgeteilt werden, Krisen können schliesslich drittens von *Historikerinnen oder Historikern* definiert werden. Es kann sich dabei um zeitgenössische, unmittelbar nachgeborene oder moderne Historiker handeln. Bei den Zeitgenossen und den unmittelbaren Nachfahren kommt es sehr darauf an, ob sich Leute äussern, die wir als Profiteure kennzeichnen können oder ob es Leute sind, die wir als Non-Profiteure bezeichnen. Dabei geht es nicht nur um materiellen Profit oder Schaden, sondern vor allem um den politisch-propagandistischen Profit: Jemand kann eine Entwicklung als Krise deklarieren oder im schlimmeren Fall sogar selbst zu einer krisenhaften Entwicklung beitragen, nur um sich danach als Retter zu profilieren. Wir kennen solche Profiteure aus dem politischen Alltagsgeschäft vergangener und heutiger Zeiten.

Daraus ergibt sich, dass von Zeitgenossen oder unmittelbar Nachgeborenen als Krisen empfundene Veränderun-

⁸ Burckhardt 1969, 127–157.

gen keinesfalls automatisch auch aus historischer Sicht solche sind, oder deutlicher gesagt: als solche bewertet werden.

Es ist des Weiteren auch nicht so, dass Zeitgenossen Krisen unbedingt erkennen können, die aus historischer Sicht sehr wohl solche waren. Gerade im vorliegenden Fall gilt das: Dass gegen Mitte des 3. Jahrhunderts vergleichsweise plötzlich grössere Massen von Leuten gegen die Nordgrenzen des Imperiums drängten, hängt mit einer Entwicklung zusammen, die damals gar nicht erkannt wurde, weil sie ausserhalb des Erfahrungshorizonts lag. Ich meine die deutlich nachweisbare Klimaverschlechterung. Sie sorgte nicht nur bei den Völkern nördlich des Imperiums, sondern auch im Innern des Reiches für einen Einbruch bei der Nahrungsmittelproduktion. Übrigens weiss man darüber noch gar nicht so lange Bescheid⁹. Die Anziehungskraft, die das entwickelte römische Reich auf grössere Bevölkerungen am Rande ausübte, wurde dadurch erheblich verstärkt. Die Klimakrise, um diesen Einschub abzuschliessen, wird uns nochmals beschäftigen.

Die Frage nach der Definition historischer Krisen ist also vielschichtig. Man muss sich durch einen Wust von möglichen oder tatsächlichen Fragen hindurcharbeiten, bevor man zum Kern der Sache kommt, nämlich zur Frage, ob es sich denn überhaupt um eine Krise gehandelt hat oder nicht.

Nun ist leider die Krise des 3. Jahrhunderts, der von uns angesprochene «Untergang», in dieser Hinsicht ein extremes Beispiel. Sämtliche aufgezählten Fragen müssen angeschaut und so gründlich wie möglich untersucht werden. Wir bewegen uns hier in einem Umfeld von althistorischen Quellen, von archäologischen Quellen und von fast nicht mehr durchschaubaren, teilweise reichlich ideologisch und weltanschaulich befrachteten Auseinandersetzungen in der historisch-archäologischen Forschung. Seit der bestsellerartigen Publikation von Edward Gibbon über den «Untergang des Römischen Reiches» haben sich zu diesem Thema etliche Bücherschränke gefüllt¹⁰ – es sei hier nur eine ganz kleine Auswahl aufgeführt¹¹. Mehr oder weniger Einigkeit besteht eigentlich nur insofern, dass man für den fraglichen Zeitraum von einer Krise spricht. Dieses «man» bezieht sich auf die antiken Quellen¹², denen zuerst die Historiker, danach die Archäologen gefolgt sind.

Die Diskussion hat sich heute wegen der ständig zunehmenden Bodenquellen vor allem in die Archäologie verlagert. Nach einer Phase, in der so ziemlich jede Zerstörungsschicht, jeder Münzhort und jegliche, als negativ qualifizierte Änderungen in anderen Bereichen als Krisensymptome interpretiert wurden, ist man inzwischen glücklicherweise bei differenzierten Betrachtungsweisen angelangt. Man musste

feststellen, dass im Grunde jeder einzelne Befund zunächst einzeln zu bewerten ist. Das vorschnelle Zusammenfassen unter gängigen Schlagworten hat sich als kein tauglicher Weg zu einer konsistenten Deutung erwiesen.

Instrumente der Untersuchung

Wenn man sich auf Untersuchungen so umstrittener Themen einlässt, bedingt das eine radikal kritische Haltung, die damit beginnt, dass man sich mit der eigenen Motivation und den eigenen Sichtweisen oder Weltanschauungen gründlich und explizit auseinandersetzt. Eine besondere Gefahr stellen teleologische Sichtweisen dar. Man sollte nie vergessen, sich bei Vorstellungen und Interpretationen so weit als möglich dem anzunähern, was die Zeitgenossen dieser Krise erlebt haben und vor allem dem, was sie wissen konnten.

Danach ist es Zeit, sich über die Methoden zu vergewissern, die für eine solche Untersuchung eingesetzt werden können. Ich vertrete seit Längerem die Meinung, dass man am ehesten weiterkommt, wenn man sich der Methode der Modelle bedient¹³. Explizit formulierte Modelle haben den Vorteil, dass sie kritisierbar sind, dass die Bestandteile des Modells definiert, aber erweiterbar sind und dass sie den Forschenden eine systematische Vorgehensweise gleichsam vorschreiben.

Modelle sind, um das kurz anzusprechen, zusammengesetzt aus Strukturen oder Faktoren und aus Beziehungen. Unter Strukturen werden eingrenzende soziale Einheiten verstanden von staatlichen Institutionen herunter bis zum Individuum. Unter Beziehungen verstehen wir die Interaktionen zwischen den Strukturen, die nach bestimmten Regeln ablaufen. Ist ein Modell einmal erstellt, lassen sich daraus systematisch Szenarien entwickeln, mit deren Hilfe man feststellen kann, ob das sozusagen laufende Modell tatsächlich das reproduziert, was sich in den historischen und/oder archäologischen Quellen findet.

Ein Beispiel soll zeigen, was damit gemeint ist. *Augusta Raurica* war eine Koloniestadt und wurde demgemäss von einem hundertköpfigen Stadtrat regiert. Die Mitglieder mussten ein Mindestvermögen von 100 000 Sesterzen besitzen. Das ist allerdings die untere Grenze, denn um eine politische Karriere starten zu können, benötigte man viel «Spielgeld». Es ist die Frage, ob die Existenz dieser «Obersten Hundert» sich archäologisch nachweisen lässt. Machen wir eine simple, eine simplifizierende Rechnung: Solche Männer re-

9 Zum Thema allgemein: Glaser 2001; Cariedes 2005. Eine spezielle Untersuchung zum Thema des Klimaeinflusses auf die Geschichte bietet Keys 1999.

10 Gibbon 1776.

11 Eine bemerkenswerte Sammlung von Untergangstheorien ist bei Christ 1970 zusammengestellt. Für modernere Ansätze siehe etwa Unruh 1992. Eine umfassende, auf der schriftlichen Überlieferung

und den archäologischen Evidenzen beruhende Studie ist das Werk von Witschel 1999, zusammenfassend und um andere Ansätze erweitert: Witschel 2004. Provozierend in seinen Schlussfolgerungen das Buch von Ward-Perkins 2005. Weitere: Christie 2011; Schatzmann/Martin-Kilcher 2011.

12 Eine kurz gefasste Übersicht findet sich bei Unruh/Grafls 1992.

13 Rychener 1998.

sidierten mit ihren Familien normalerweise in Stadthäusern, die wir als Domus bezeichnen. Kennzeichen dieser Domus lassen sich archäologisch definieren: ganze Insula einnehmend oder beträchtliche Teile davon; architektonische Merkmale wie Peristylgärten, hypokaustierte Räume, eventuell private Bäder, Ausstattung mit Mosaiken, gesellschaftspolitisch definierte Ausgestaltungen gewisser repräsentativer Räume. Was sind die archäologischen Daten? Bis jetzt lassen sich nur wenige Insulae als Standorte von Domus ansprechen. Ausserdem gibt es nur 50 Insulae insgesamt. Was bedeutet das? Wohnten diese Männer ausserhalb, zum Beispiel auf den Gutshöfen? Oder organisierte sich die Oberschicht von *Augusta Raurica* nach anderen Gesichtspunkten? Wenn man die Sache auf diese Weise durchdenkt, wird ein Defizit an Wissen erkennbar. Das Vorgehen erfolgt allerdings unter der Prämisse, die archäologischen Daten liefern uns ein kohärentes Bild – wenn wir diese Prämisse ablehnen, stellen wir den Wert unserer Arbeit insgesamt infrage. Die Arbeit mit Modellen generiert somit auf systematische Art Fragen, die bisher zu wenig angegangen wurden: Gesucht sind einerseits Domus innerhalb des Stadtperimeters, gesucht ist alternativ eine zahlenmässig etwa konsistente Anzahl von Gutshöfen innerhalb des Koloniegebiets. Wobei wohl am ehesten diejenigen Villen infrage kommen, die nahe an der Stadt liegen und so ausgebaut sind, dass sie mit einer städtischen Domus wie zum Beispiel Insula 39, Insula 30 oder Insula 27 konkurrieren können.

Ich werde im Folgenden versuchen, Bestandteile eines solchen Modells aufzuzeigen, das diejenigen Strukturen (Spielfiguren), Beziehungen (Aktivitätsmuster) und Regeln enthält, die helfen, ein brauchbares Spiel (oder Szenario, wenn man lieber will) zu erstellen, um die Krise des 3. Jahrhunderts n. Chr. nachzuspielen. Im Zusammenhang mit dem Verschwinden des römischen Gutshofs von Neftenbach im Kanton Zürich habe ich mich mit der Entwicklung eines Untergangs- oder Abgangsmodells auseinandergesetzt. Im Vordergrund stehen dabei die Grundlagen, nach denen ein Modell entwickelt werden kann, das für die Krise des 3. Jahrhunderts im Gesamten tauglich ist.

Abgrenzung von Krise und «Nicht-Krise»

Wenn von «Krise» die Rede ist, muss man voraussetzen, dass es «Nicht-Krisen» gibt, also geschichtliche Zeiten, auf die der Begriff Krise nicht zutrifft. Jacob Burckhardt hat das in seiner Definition expliziert, indem er auf das Tempo der Veränderungen rekurrierte. Vereinfacht gesagt: Schnelle Veränderungen sind Krisen, allmähliche Veränderungen sind keine Krisen. Das hat etwas für sich, aber nur dann, wenn man sich über die historische Perspektive vergewissert hat. Was in der fast unumgänglichen historischen Verkürzung als «schnell» erscheint, muss in Wahrheit gar nicht schnell gewesen sein. Zudem geht Burckhardt davon aus, dass sich

Krisen zeitlich deutlich eingrenzen lassen. In beiden Fällen haben wir es mit Definitionen zu tun, die so einfach nicht sind. In unserem konkreten Fall müssen wir immerhin von einem Prozess ausgehen, der je nachdem zwei bis drei Generationen abgedeckt hat – ich bin mir nicht sicher, ob das gemäss der Definition von Krise nach Burckhardt als schnell bezeichnet werden kann. Burckhardt hatte beim Abfassen des Kapitels die Wirtschaftskrise nach der sogenannten Gründerzeit im 19. Jahrhundert vor Augen.

Wenn wir im Alltag von Krisen reden, meinen wir meistens genau solche Krisen; Krisen also, die höchstens einige Jahre dauern, manchmal auch nur Tage wie die bekannte Kubakrise oder die diversen Berlin-Krisen der 1960er-Jahre. Fasst man das 3. Jahrhundert n. Chr. ins Auge, waren es Jahrzehnte, je nachdem, wo man den Anfang und das Ende setzt. Dennoch sprechen wir wohl berechtigterweise von einer Krise. Andererseits ist die Nahostkrise seit dem Zweiten Weltkrieg ein gängiges Schlagwort in den Nachrichten, eine Krise, die es in historischer Sicht eigentlich schon gibt, seit im Umkreis des sogenannten fruchtbaren Halbmonds organisierte Staatswesen existieren, das heisst also fast seit ewigen Zeiten. Die Definition der Krise als «*beschleunigter Prozess*» liegt so fast allein im Auge des Betrachters. Der Begriff Krise könnte uns – speziell für den interessierenden Zeitraum – den Zugang zu den Aussagen, welche die Quellen uns bieten, manchmal eher verstellen, statt ihn zu erleichtern: Plötzlich sehen wir überall Krisenphänomene.

«Nicht-Krise» oder *Courant normal*

Benutzt man den Begriff so, wie er in der Forschung gebraucht wird, ist es ohne Zweifel notwendig zu definieren, was denn die «Nicht-Krise» ausmacht, was sie davon absetzt. Es gibt dafür den schönen Begriff *Courant normal*, worunter zusammengefasst werden kann, wie Geschehnisse, Veränderungen oder Prozesse verstanden sein sollen, die – um wieder mit Jacob Burckhardt zu reden – keine Anzeichen von Beschleunigung erkennen lassen. Im Allgemeinen wird darunter die Zeit zwischen etwa 70 n. Chr. und den 230/240er-Jahren verstanden. Es herrschten, so der allgemeine Konsens, in dieser Zeit einigermaßen stabile und in unserer Gegend auch friedliche Verhältnisse – das Schlagwort von der *Pax Romana* ist allgemein bekannt. Einzelne Geschehnisse, die diesem Bild nicht so recht entsprechen, werden als vorübergehende kurze Krisen angesehen, welche das Gesamte nur marginal tangierten. Grundsätzlich gilt auch hier die Frage, ob man mit dieser Ansicht den Geschehnissen wirklich gerecht wird. Dies einmal beiseite gelassen, ist es wichtig, sich vor Augen zu halten, dass auch das, was wir unter *Courant normal* verstehen, ein Konstrukt ist. Wenn man ein Modell für den *Courant normal* entwickelt, müssen allerdings die vorher erwähnten – ich nenne sie mal so – kleinen Krisen darin gespiegelt werden können, sonst taugt es nichts.

Zusammenfassend heisst das für unsere Untersuchungen: Wir setzen voraus, dass es einen *Courant normal* gibt, den wir von einer ebenfalls als solche definierten Krise absetzen können. In beiden Fällen sind es weitgehend Konstrukte *a posteriori*, die nur zum Teil auf zeitgenössische Äusserungen zurückgeführt werden können. Freilich müssen diese selbst wiederum kritisch betrachtet werden. Man darf nie vergessen, dass die literarisch-historische Überlieferung auch immer ein gutes Stück Propaganda enthält.

Das römische Reich war wie alle Staaten auf Steuereinnahmen angewiesen. Um die Staatsmaschinerie, besonders aber die Armee, am Laufen zu halten, waren grosse Summen erforderlich. Dies gilt aber nicht allein für das Reich, es gilt auch für eine Stadt wie *Augusta Raurica*. Die Stadt konnte nur existieren, solange für regelmässige und nicht zu knappe Einnahmen gesorgt war. Einerseits waren das die lokal erhobenen Steuern, andererseits waren das die sogenannten *Munera*, das heisst die freiwillig erbrachten Leistungen der Oberschicht. Damit Steuern flossen und die Oberschicht ihr Vermögen anhäufen konnte, war eine prosperierende Wirtschaft unumgänglich. Diese wiederum setzte einen funktionierenden Staat voraus. Allerdings war die römische Wirtschaft, wie noch jegliche Wirtschaft bis heute, auf die Ausbeutung von ausserhalb liegenden Reichtümern angewiesen. Die rasche Entwicklung Roms im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. beruhte auf den Eroberungen wirtschaftlich sehr potenter Regionen; für die Entwicklung im 1. Jahrhundert n. Chr. profitierte man von den Eroberungen der unmittelbar vorausgehenden Periode; erwähnt seien Gallien oder Ägypten. Anfang des 2. Jahrhunderts gab es einen erneuten Schub mit der Eroberung des goldreichen Dakiens. Damit hatte das römische Reich aber die Grenzen wirtschaftlich lohnender Eroberungen erreicht. Schon im 1., danach auch im 2. Jahrhundert flossen Mittel in die innere Entwick-

lung. Die flächendeckende Einführung der auf Rendite ausgerichteten Gutshofwirtschaft, die Investitionen in die Verkehrswege, in die Entwicklung der Städte und der kleineren Siedlungen dazwischen sorgten für Nachfrage und Prosperität gleichermassen. Obwohl also durchaus Entwicklungen zu bemerken sind, die zum Teil in beachtlichem Tempo vor sich gingen, reden wir von einem *Courant normal*. Wir könnten, wäre das Wort nicht so einseitig negativ besetzt, auch hier von einer Krise reden, freilich von einer positiven.

Die Hauptfaktoren des *Courant normal* sind ein Allgemeiner Landfriede, ein funktionierender Handel im Nah- und Fernbereich, der Soziale Friede und eine funktionierende Infrastruktur (Abb. 4).

Unter dem *Allgemeinen Landfrieden* ist vor allem die flächige Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols zu verstehen. Nur so konnte die notwendige Rechtssicherheit gewährleistet werden, die wiederum ein ungestörtes Wirtschaften und einen sicheren Handelsverkehr ermöglichten. Unter Wirtschaft ist dabei die landwirtschaftliche Produktion, die Produktion von Rohstoffen und die Produktion im handwerklichen Sinne zu verstehen.

Für einen *funktionierenden Handel* im Nah- und Fernbereich muss die Versorgung gesichert sein, was in römischer Zeit eine funktionierende Geldwirtschaft mit stabilem Geldwert bedingte. Kredite mit nicht zu hohen Zinsfüssen ermöglichen eine gesicherte Ernährung in den Siedlungen und eine gesicherte Produktion. Handwerker und Händler können mit dem gesicherten Absatz ihrer Produkte rechnen; Ernten, aber auch Grossproduktionen können mittels Krediten vorfinanziert werden.

Die Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols ist eine wichtige Voraussetzung für den *Sozialen Frieden*, ein weiterer Faktor ist die Möglichkeit sozialer Mobilität. Nur eine Gesellschaft, die soziale Aufstiegschancen bietet, ist

Allgemeiner Landfriede	
Bedingungen:	Bedeutung/Wirkung:
Flächige Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols	- Rechtssicherheit - ungestörtes Wirtschaften in Landwirtschaft und Handwerk - ungestörter Warenverkehr - Transporte sind sicher
Funktionierender Handel	
Bedingungen:	Bedeutung/Wirkung:
- Gesicherte Versorgung mit Rohstoffen und Nahrungsmitteln - funktionierende Geldwirtschaft mit stabilem Geldwert - Kreditwesen mit nicht zu hohen Zinsfüssen	- Gesicherte Produktion und Ernährung in den Siedlungen - Händler können mit dem Absatz ihrer Produkte rechnen - Händler können Kredite relativ billig erhalten
Sozialer Friede	
Bedingungen:	Bedeutung/Wirkung:
- Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols - Soziale Mobilität ist möglich - Gesamtwirtschaftliche Wertschöpfung nimmt zu	- Sicherheit vor gewaltsamen sozialen Konflikten - Aufstiegschancen stabilisieren das Sozialsystem - Gesellschaftliche Werte sind anerkannt
Infrastruktur	
Bedingungen:	Bedeutung/Wirkung:
Unterhalt der Verkehrswege ist garantiert	- Transporte können zuverlässig abgewickelt werden - Transporte können schnell abgewickelt werden

Abb. 4: Zusammenstellung der Faktoren des *Courant normal*.

auf Dauer einigermaßen stabil; das bedingt freilich auch, dass die sozialen Werte allgemein anerkannt sind. Sozialer Friede wird so zu einem wichtigen Faktor der gesamtwirtschaftlichen Wertschöpfung. Vom Staat aus gesehen: Er führt zu dauerhaften Steuereinnahmen. Tatsächlich ist eines der wichtigsten Resultate des *Courant normal* des 1. bis 3. Jahrhunderts die Entstehung eines Mittelstandes, oder anders gesagt, eine gewisse Abflachung des sozialen Gradienten. Es entstand eine Gesellschaft, die nicht nur wenige Reiche und Superreiche und daneben eine übergrosse Masse an Armen aufwies, sondern eine zahlenmässig ins Gewicht fallende Mittelschicht, in die und aus der man durch persönlichen Einsatz aufsteigen konnte.

Ein gut ausgebautes und gut unterhaltenes Netz von *Verkehrswegen* ist die Grundlage für zuverlässige und einigermaßen schnelle Transporte. Dabei ist nicht nur an die Strassen zu denken, sondern auch an die Wasserwege. Zur Infrastruktur zählt aber auch das, was wir heute als *Öffentliche Werke* bezeichnen: Gerade die arbeitsteilig organisierten Städte können nur funktionieren, wenn gewisse Aufgaben wie Wasserversorgung und Wasserentsorgung, Abfallbeseitigung, Strassenunterhalt und so weiter gut organisiert sind und zuverlässig funktionieren.

Die Betonung der wirtschaftlichen Verhältnisse mag überraschen. Das hat einerseits damit zu tun, dass das Wirtschaften im weitesten Sinne archäologisch am besten zu fassen ist. Andererseits haben sich zumindest in unserer Region die sogenannten politisch-historischen Ereignisse im angesprochenen Zeitraum tatsächlich nur marginal bemerkbar gemacht. Weder die Markomannenkriege Marc Aurels (166–180 n. Chr.) noch die Auseinandersetzungen zwischen Septimius Severus und Clodius Albinus, die sich in den Jahren 195–197 n. Chr. in Gallien abgespielt haben, lassen sich im Sinne direkter Veränderungen fassen. Dies, obwohl wir davon ausgehen müssen, dass zumindest der Machtkampf zwischen den beiden Thronprätendenten an den gallischen Provinzen keineswegs spurlos vorüberging. Es ist in den Quellen davon die Rede, dass Mitglieder der gallischen Oberschicht unter den Massnahmen des Siegers zu leiden hatten, weil sie auf das falsche Pferd gesetzt hatten.

Freilich muss man zugeben, dass es archäologisch gesehen nicht ganz einfach ist, den *Courant normal* überhaupt zu finden, weil wir an den Bodenzeugnissen am ehesten Entwicklungen und Veränderungen erfassen können. Doch was ist dabei normal, was nicht mehr normal? Ein Beispiel: Wie weit dürfen Brandhorizonte als Anzeichen von Krisen gedeutet werden? Oder anders gefragt: Wie häufig brennt es «normalerweise» in einer durchschnittlichen Siedlung der römischen Zeit (Abb. 5)? Ist eine Baulücke ein Krisenzeichen oder im Gefolge einer lebendigen Stadt unvermeidlich? Sind umgenutzte öffentliche Bauten ein Krisenzeichen oder einfach ein Zeichen dafür, dass man die künftige Entwicklung einer Stadt überschätzt hat?

Mit der Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols wurde die Grundlage für ein Sozial- und Wirtschaftsleben geschaffen, welches auf Zukunft ausgerichtet war. Mit an-



Abb. 5: Flächendeckende Dachziegel-Verstürzschicht – Beispiel eines Abgangsphänomens? In diesem Fall keineswegs, denn der Brand, der den Einsturz des Daches verursachte, wurde wohl durch Renovationsmassnahmen ausgelöst, wie die Befunde im Raum unter der Schicht zeigen. Vermutlich also ein Schadenfeuer, das in den Zeitraum des *Courant normal* zu datieren ist, auch wenn der betreffende Gebäudeteil nachher einstürzte und nicht wieder aufgebaut wurde.

deren Worten: Es lohnte sich, etwas zu investieren, etwas auf- oder auszubauen, weil man nicht ständig damit rechnen musste, es bei irgendwelchen gewaltsamen Aktionen jederzeit wieder verlieren zu können. Das Gefühl einer gewissen Sicherheit darf nicht unterschätzt werden: Sicherheit gegen äussere Bedrohungen, eine gewisse Sicherheit gegenüber willkürlicher staatlicher Gewalt und eine gewisse Sicherheit gegen Gewaltakte von gesellschaftlich Mächtigeren. Dies waren die Voraussetzungen für ein stabiles soziales und ökonomisches System, in dem sich die gegenseitigen Abhängigkeiten produktiv auswirkten. Das System war dabei nicht starr, sondern anpassungsfähig genug, um flächendeckende und lang dauernde soziale Konflikte zu verhindern.

Gewiss sind die aufgezählten Bedingungen des *Courant normal* nicht immer und keineswegs überall gleichmässig erfüllt worden. Solange aber Störungen lokal und zeitlich beschränkt blieben, waren ihre Auswirkungen gering und wurden absorbiert. Insgesamt kann man das politische und wirtschaftliche System des römischen Reiches in dieser Hinsicht als relativ stabil bezeichnen, besonders wenn man die Grösse des Raums bedenkt, für den diese Stabilität gewährleistet war. Es vertrug viel, in unserer Gegend zum Beispiel die

erwähnten heftigen Auseinandersetzungen der Jahre 195–197 n. Chr. Auch der in den 230er-Jahren zu verzeichnende Barbareneinfall konnte noch verkraftet werden. Damit wird ein Zeitraum von gegen zwei Jahrhunderten umschrieben, was angesichts der seitherigen Geschehnisse und Krisen in Europa als eine sehr lange Phase relativer Stabilität bezeichnet werden muss. Es ist also alles andere als unwichtig, die Bedingungen und Faktoren dafür einer genauen Analyse zu unterziehen. Wir fragen mit unserem Modell also nicht, weshalb das römische Reich untergegangen ist, sondern weshalb es so lange existiert hat – eine Frage, die schon Edward Gibbon beschäftigt hat. Denn wie jeder, der sich zu diesem Thema äusserte, musste auch er zunächst herausarbeiten, was den vorherigen Zustand von demjenigen unterscheidet, den er speziell ins Auge fasste. Und wenn man die heute aktuellen Entwicklungen und Krisen betrachtet, ist Krisenforschung sicher ein Desiderat¹⁴, nur sollte man dabei nicht aus den Augen verlieren, was denn die Faktoren oder Bedingungen sind, welche eine «Nicht-Krise» ausmachen.

Krisenmechanismen

Krisen zeichnen sich durch gewisse Mechanismen aus, die praktisch in allen Fällen gleichermassen auftreten – im Eingangszitat wird das völlig zutreffend gesagt. Aus irgendwelchen Gründen verwandeln sich früher kurzfristige Beeinträchtigungen von Faktoren des *Courant normal* in länger dauernde. Nimmt man dafür das Beispiel des Klimas: Es wird immer wieder mal Missernten gegeben haben. Soweit diese aber lokal und von der Produktpalette her beschränkt blieben, war es möglich, sie lokal oder regional auszugleichen, auch wenn das nicht immer einfach war, wie Berichte in den antiken Quellen belegen. Wenn aber die klimatischen Bedingungen sich längerfristig so verändern, dass verminderte oder gar schlechte Ernten überwiegen und zu einem flächendeckenden Phänomen werden, ist für eine agrarisch fundierte Gesellschaft ein markanter Krisenfaktor gegeben¹⁵. Zu einer Krise muss das aber nicht in jedem Fall führen, vorausgesetzt, es bleibt genügend Zeit, um sich auf den Wandel einzustellen, indem zum Beispiel die Palette der produzierten Produkte angepasst wird. Damit ist ein wichtiger Mechanismus angesprochen, der zum Ausbruch einer Krise beitragen kann und während einer krisenhaften Veränderung sogar entscheidend ist: Es geht um den Faktor Zeit, womit wieder die Burckhardt'sche Definition ins Spiel kommt. Wenn es in ganz unterschiedlichen Bereichen gleichzeitig Zeit braucht, um angemessene Reaktionsweisen zu finden, ist eine Krise sozusagen programmiert, weil dies im Allgemeinen nicht nur die Individuen, sondern auch ihre Institutionen überfordert. Damit ist der dritte Mechanismus angesprochen, der für Krisen allgemein gilt: der Faktor der Summierung (Abb. 6). Wenn gleichzeitig oder kurz nacheinander mehrere Bedingungen oder Faktoren, die für Stabilität sorgen, wegbrechen oder zumindest infrage gestellt sind, kommen



Abb. 6: Die Darstellung der «Vier apokalyptischen Reiter» von Albrecht Dürer zeigt auf dramatische Art die Folgen der Kumulation im Verlauf einer Krise: Krieg, Pestilenz, Not und Tod waren wohl schon im 3. Jahrhundert n. Chr. untrennbar miteinander verbunden.

Prozesse in Gang, die sich gegenseitig selbst verstärken – der oft zitierte Teufelskreis ist da. Man hat keine Zeit mehr, die einzelnen Krisensymptome nacheinander abzuarbeiten, sondern sieht sich mit einer Vielzahl von solchen Symptomen gleichzeitig konfrontiert.

Ein gutes Beispiel für den Mechanismus der Summierung ist das Problem der Abwehr der Barbaren von jenseits der Grenze. Die Truppenabzüge hatten das Drohpotenzial vermindert – das konnte jeder mitbekommen, der an oder nahe der Grenze wohnte. Man muss deswegen nicht über Absprachen von Germanen mit anderen Gegnern des Imperiums spekulieren. Mehr als zwei Jahrhunderte lang hatte die geradezu flächendeckende Präsenz der Armee entlang der Rheingrenze und des Limes für Stabilität gesorgt: Ihre Rolle als «Force in being» darf nicht unterschätzt werden. Wenn aber Truppenverbände ausgedünnt, diese Präsenz also vermindert wird, wird ein Faktor der Stabilität geschwächt.

¹⁴ Jungk 1974.

¹⁵ Maise 1998; Schmidt/Gruhle 2003; Schmidt u. a. 2005; Haas 2006; Fischer 2006; Breu 2012.

Einerseits wurden damit Einfälle ins Imperium erfolgversprechender, andererseits wurde durch die Einfälle aber auch eine weitere Schwächung herbeigeführt, indem die Truppenstärke durch die zahlreichen Scharmützel reduziert wurde. Gleichzeitig wurden die Grundlagen der Präsenz stark in Mitleidenschaft gezogen. Es wurden nicht nur militärische Anlagen in grösserem Umfang zerstört, sondern auch die Versorgung stark erschwert, indem die für den Unterhalt der Truppen unabdingbare Lebensmittel- und Materialversorgung empfindlich gestört wurde. Die Zerstörung oder die Aufgabe von Gutshöfen, die Unsicherheit über die Zukunft, die gerade in der Landwirtschaft ein wichtiger Faktor der Produktion ist, und die massive Beeinträchtigung des Handels wirkten sich direkt auf die Kampfbereitschaft der Armee aus. In einer Untersuchung wurde nachgewiesen, dass es Jahrzehnte dauerte, bis die römische Armeeführung angemessene Strategien entwickelt hatte, um den gewandelten Verhältnissen Rechnung zu tragen¹⁶.

Zusammenfassend ist festzustellen: Einzelne, vorher wenig wirksame Ereignisse reihen sich dichter, wandeln sich zu Entwicklungen, welche sich immer stärker bemerkbar machen. Früher kaum gemeinsam auftretende Ereignisse spielen sich gleichzeitig ab. Was in Zeiten des *Courant normal* durch Anpassungen aufgefangen werden konnte, weil genügend Zeit blieb, um sich umzustellen, entwickelt sich nun so schnell, dass für Anpassungen kaum mehr Zeit bleibt. Man erkennt also erstens eine Verstetigung von negativen Faktoren, zweitens, dass diese Verstetigung bei mehreren Faktoren gleichzeitig auftritt und drittens, dass sich dadurch eine Summierung ergibt, welche ihrerseits die negativen Prozesse beschleunigt und im wahrsten Sinne des Wortes unbeherrschbar macht. Dies gilt bestimmt für die Zeit, die hier näher untersucht wird.

Faktoren der Krise

Ich unterscheide für ein Modell endogene, exogene und Folge-Faktoren der Krise (Abb. 7). Die im Folgenden angeführten Faktoren sind nicht alle unumstritten. Einige sind aufgrund von historischen und archäologischen Quellen bekannt, andere sind erschlossen, vor allem bei den als Folge-Faktoren bezeichneten Stichworten.

Der *Abzug von Truppen* führte, wie bereits erwähnt, zu einer Schwächung der Stabilität und danach zur Minderung des Reaktionspotenzials. Die schnelle Folge der Einfälle und eine bei grossen Organisationen wie der römischen Armee vorhandene Trägheit verminderten die Anpassungsbereitschaft, führten zu einer *Schwächung der Abwehr*, die sich durch die Barbareneinfälle noch weiter verstärkte. Die zur Geldmittelbeschaffung bewusst herbeigeführte *Verschlechterung des Geldwerts* führte zu Vertrauensverlust und Inflation, dies wiederum zu einer Schwächung der ökonomischen Strukturen und damit zu Verunsicherungen im Gesellschaftsgefüge. Hierunter fällt der deutlich feststellbare Rückgang an

Endogene Faktoren	
Abzüge von Truppenverbänden	Schwächung der Stabilität und der Reaktionskraft
Gallisches Sonderreich 260–274 n. Chr.	Schwächung des staatlichen Gewaltmonopols Schwächung der Reaktionskraft
Fehlende Strategie	Schwächung der Abwehr
Verschlechterung des Geldwertes	Schwächung der ökonomischen Strukturen
Übernutzung von Ressourcen	Ertragsrückgänge
Soziale «Schieflagen»; Konfliktpotenzial	Verunsicherung im Gesellschaftsgefüge
Insgesamt marginale Lage	Fehlende Verwurzelung in die Tiefe
Gutes Strassennetz	Erleichtert Einfälle
Exogene Faktoren	
Einfälle der Germanen	Reale Schäden durch Zerstörungen und Unsicherheit im Handelsverkehr
Klimaverschlechterung	Ertragsrückgänge, grössere Ernterisiken
Folge-Faktoren	
Flüchtlinge	Reale Verunsicherung der ansässigen Bevölkerung Soziale Belastung Verlust von Vermögen und Ressourcen
Psychologischer Effekt	Lawinenartige Verbreitung von Ängsten, Verunsicherung, Misstrauen
Domino-/Summen-Effekt	Auslösung von sich selbst verstärkenden Prozessen

Abb. 7: Zusammenstellung der Faktoren der Krise, die im 3. Jahrhundert n. Chr. eine Rolle spielen.

Stiftungen durch die Oberschicht. Auch wenn man nicht so weit gehen will wie Werner Raith in seinem leider kaum rezipierten Werk über das «Aussteigen des römischen Volkes aus der Geschichte», muss man doch konstatieren, dass es nichts Flüchtigeres gibt als Kapital und deren Besitzer¹⁷ – es genügt ein Blick auf die heutigen Börsen und Steuerflüchtlinge. Wenn die Oberschicht ihr Geld nicht mehr hier investierte und einen erheblichen Beitrag zum Unterhalt und Ausbau der Stadt und somit zu deren wirtschaftlicher Prosperität beitrug, muss das deutlich spürbare Auswirkungen gehabt haben¹⁸. Noch schlimmer: Wenn die Oberschicht und auch die Mittelschicht wegen des Verlusts von Absatzmärk-

16 Witschel 2011.

17 Raith 1982.

18 Engeler-Ohnemus 2006 und mit weiteren Beispielen Schatzmann 2013, 222–224. Solche Zeugnisse zeigen, dass eine Vernachlässigung der öffentlichen Infrastruktur infolge Geldmangels wahrscheinlich ist. Der durch das erhebliche Schrumpfen des Siedlungsumfanges feststellbare Bevölkerungsrückgang wird unter anderem mit Seuchenzügen erklärt; mangelhafte Abfall- und Abwasserabfuhr konnte die Seuchengefahr gegenüber früheren Zeiten zweifellos verschärfen – es wäre ein weiterer Fall von Summierung. Das lässt sich freilich nur indirekt nachweisen.



Abb. 8: Die südlichen Teile von Augusta Raurica sind in spätrömischer Zeit teilweise mit einer lehmigen Schicht zugeschwemmt worden, die von den Hügelszügen südlich des Stadtareals stammt und vom heute sogenannten Rauschenbächlein herangetragen wurden. Es ist wahrscheinlich, dass die Abschwemmungen die Folge des Abholzens der Baumbestände an den Hügelflanken sind. Die Aufnahmen zeigen Schwemmkegel in der Kryptoportikus eines grossen Gebäudekomplexes im Kurzenbettli, Region 5C. Die Einschwemmung erfolgte über die Lichtöffnungen des halb unterirdischen Raumes.

ten und Handelspartnern reale Einbussen erlitten, dämpfte das den Willen, sich finanziell zu engagieren. Man muss angesichts der geografischen Lage von *Augusta Raurica* annehmen, dass die hiesige Ober- und Mittelschicht vom Verlust des rechtsrheinischen Gebiets Anfang der 260er-Jahre besonders stark betroffen war. Gesellschaftliche Schieflagen führen meistens zum Anwachsen von gesellschaftlichem Konfliktpotenzial, das muss hier wohl nicht weiter ausgeführt werden. In einer schrumpfenden Wirtschaft ist dies eine bekannte Gefahr.

Erläuterungsbedürftig ist der Faktor *marginale Lage*. Ich meine damit die Tatsache, dass die Nordwest- und die Nordostschweiz verglichen mit den weiter südlich und westlich gelegenen Gebieten tatsächlich am Rande der römischen Welt lagen – nicht in erster Linie aus geografischen, sondern aus wirtschaftlich-sozialen Gründen. Ich erschliesse das aus dem verhältnismässig schnellen und definitiven Abgang der römischen Stadt *Augusta Raurica* einerseits und aus dem raschen Verschwinden der römischen Zivilisations- und Kulturtechniken in unserer Region andererseits – beides zeigt, dass sich die Romanisierung nicht tief genug einwurzeln konnte¹⁹.

In der Forschung umstritten ist der Faktor der *Übernutzung der Ressourcen*. Es gibt Anzeichen für Hochwasser und Überschwemmungen (Abb. 8) als Folgen von übernutzten Böden und grossflächig gerodeten Wäldern²⁰. Unumstritten ist die Übernutzung bei Rohstoffen wie Edelmetallen, indem bisher ergiebige Minen sich der Erschöpfung näherten.

Eine gewisse Ironie liegt darin, dass die guten Verkehrsbedingungen, das heisst konkret ein *ausgebautes Strassennetz*, die unter den Bedingungen des *Courant normal* figu-

rieren, auch bei den Krisenfaktoren aufgeführt sind. Es lässt sich nämlich kaum verhindern, dass gut ausgebaute Verkehrswege auch von Feinden genutzt werden.

Unter den exogenen Faktoren gibt es nur zwei: die Barbareneinfälle und die Klimaänderung. Obwohl die Einfälle der Germanen zunächst nur kleine Regionen betrafen, waren die Auswirkungen grossflächig. Die Klimaverschlechterung, die ab etwa 250/260 n. Chr. eintritt, hatte auch innerhalb der Reichsgrenzen Auswirkungen.

Zwei der drei aufgeführten Folge-Faktoren sind aus vergleichbaren jüngeren und jüngsten historischen Krisen zur Genüge bekannt, um auch für die Krise des 3. Jahrhunderts zuzutreffen. Wegen der Flüchtlinge denke man an die Folgen der jüngsten Balkankriege, in Sachen Psychologie genügt ein Blick auf die Reaktionen von heutigen Börsen: Es sind ja selten selbst erlebte Misshelligkeiten, die zu Reaktionen führen, sondern solche, die aus zweiter und dritter Hand mitgeteilt werden. So wuchs sich der lokal zunächst beschränkte Schaden der Barbareneinfälle zu einem viel weiter reichenden Phänomen aus, indem Berichte darüber Unsicherheit und Angst schürten.

19 Zur Übernahme der römischen Stadtkultur durch die Elite der drei gallischen Provinzen siehe den instruktiven Kurzaufsatz bei Witschel 2013, 157–161. Die Frage der Verwurzelung stellt sich bei ihm für den ganzen «gallischen Raum» (Witschel 2013, 159). Etwas ausführlicher zur Stadtentwicklung in Gallien: Loseby 2013, 225–228.

20 Kuhn 1992b, 36–39 u. Taf. 2a–2c.

Die angeführten Faktoren sind archäologisch direkt kaum zu fassen, aber sie müssen in unsere Überlegungen einfließen. Wie erwähnt, war eine Ursache des Abgangs von *Augusta Raurica* der Verlust des rechtsrheinischen Gebiets. Man verlor nicht nur materielles Vermögen, sondern auch Absatzmärkte und Handelspartner mit den entsprechenden Folgen für die eigenen und danach auch für die städtischen Finanzen.

Nicht aufgeführt habe ich mögliche Folgen kriegerischer Auseinandersetzung. Leider lassen uns die antiken Quellen in dieser Hinsicht weitgehend im Stich, was unsere Region anbelangt. Dass sich die Auseinandersetzungen etwa im Gefolge des Gallischen Sonderreichs auswirkten, wird man annehmen können, ohne dass man es konkret nachweisen kann. Ein diesbezügliches Forschungsprojekt hat klar gezeigt, dass ein solches Unterfangen mit den Mitteln der Archäologie gar nicht möglich ist²¹.

Eine wichtige Einschränkung ist spätestens an dieser Stelle unumgänglich. Die Krise des 3. Jahrhunderts trat keineswegs reichsweit auf – es ist durchaus nicht zutreffend, von einer allgemeinen «Krise des römischen Reiches» zu sprechen. Richtig ist nur, dass es an mehreren Stellen zugleich krisenhafte Entwicklungen gab, welche die zur Verfügung stehenden Mittel zeitweise erheblich überforderten. Die geografische Unterschiedlichkeit hängt erstens mit der immanenten Trägheit der damaligen Informationssysteme zusammen, zweitens damit, dass Distanzen nicht einfach als *quantité négligeable* behandelt werden dürfen und drittens damit, dass die Interdependenzen zwischen den grösseren Teilen des Reiches längst nicht so eng waren, wie wir das innerhalb der heutigen Staaten registrieren. Untersuchungen zeigen jedenfalls, dass es Gebiete gab, wo kaum Krisenmerkmale anzutreffen sind, wo im Gegenteil sogar investiert wurde und Wachstum nachweisbar ist. Erstaunlicherweise gilt das in einer Übergangsphase sogar für einen so engräumig organisierten Verband wie eine Stadt, wie die sorgfältige Auswertung der vorhandenen Bodenzugnisse in *Augusta Raurica* ergeben hat²².

War die Krise vorhersehbar?

Zum Schluss dieses Teils stelle ich im Sinne des Titelzitats die Frage, ob diese Krise von irgend jemandem vorhergesehen hätte werden können. Gewiss gab es Entwicklungen, die als Krisensymptome zu erkennen waren und gelegentlich auch in den antiken Quellen erwähnt werden: die Auseinandersetzungen um den Kaiserthron, eine Armee, die mehr und mehr die Politik dominierte, die Entwertung des Geldes, eine gewisse Übernutzung von Ressourcen, die Einfälle der Barbaren. Dies aber in ein zusammenhängendes Gesamtbild zu fassen und daraus die notwendigen Schlussfolgerungen zu ziehen, überforderte vermutlich jeden Zeitgenossen, obwohl einzelne Entwicklungen durchaus hätten korrigiert werden können.

Es ist also nicht ohne Grund, wenn wir die Krise des 3. Jahrhunderts bei unseren Forschungen so sehr zum Thema machen – sie ist sehr vielschichtig und umfasst zudem Entwicklungen, für deren Erkenntnis den Zeitgenossen gar nicht die Mittel zur Verfügung standen. Ein Beispiel: Die Einfälle der Barbaren konnte man sich sehr gut erklären, indem man die lockenden materiellen Reichtümer innerhalb der Grenzen des Imperiums anführte. Dass diese Barbaren sich überhaupt in Bewegung setzten, hatte aber in der Klimaverschlechterung eine Ursache, die damals niemand erkennen konnte. Wie erwähnt, ist dieser Faktor in den älteren Forschungen auch kaum berücksichtigt worden, weil man die klimatischen Verhältnisse bis vor Kurzem generell nur selten in die Überlegungen bei der Beurteilung historischer Entwicklungen einbezogen hat. Heute, da wir den Klimawandel derart thematisiert haben, sind Forschungen zur Interdependenz von Klima und Geschichte selbstverständlich geworden, auch wenn man sich vor Übertreibungen hüten muss: Klimaänderungen können Entwicklungen anstossen oder beeinflussen – übrigens keineswegs nur negativ, im Gegenteil! –, aber sie können nie die einzige Ursache sein, von Vorgängen einmal abgesehen, wie es etwa der missglückte Feldzug Napoleons gegen Moskau war. Die Forschungen über den Einfluss des Klimas haben aber die Analyse von Krisenfaktoren erheblich vorangebracht.

Krise und Archäologie

Was hat das nun alles mit den Ausgrabungen in *Augusta Raurica* zu tun, wird man sich vielleicht fragen. Sehr viel, weil gerade die offenen Städte des römischen Reiches als grössere und vergleichsweise kompliziert organisierte Strukturen auf Stabilität und Sicherheit angewiesen sind. Man kann die römischen Städte in dieser Hinsicht keineswegs mit Städten des Mittelalters vergleichen, die auch in einem vergleichsweise weniger stabilen Umfeld funktioniert haben. Sie waren viel kleiner, waren vor allem in unserer Region nicht viel mehr als grosse Burgen. Man konnte sich auf unsichere Zeiten einstellen durch Befestigung und Bevorratung sowie durch eine strikte Kontrolle des Einwohnerzuwachses. Die römischen Städte hingegen waren auf Wachstum und auf ein vergleichsweise grosses Umland angewiesen, in gewissem Umfang auch auf den Fernhandel. Einerseits mussten im Umland genügend Lebensmittel produziert werden, andererseits diente dieses Umland auch als Absatzgebiet für Handwerksprodukte und Dienstleistungen. Daraus kann man schlüssig im Sinne des Modells folgern, dass sie durch negative Entwicklungen bei den aufgezählten Faktoren des *Courant normal* besonders betroffen waren. Interessanter-

21 Fischer 2012.

22 Schatzmann 2013.



Abb. 9: Die gewaltsame Zerstörung von Augusta Raurica: Solche anschaulichen Bilder einer menschengemachten Katastrophe mit all ihrer Dramatik präg(t)en sich viel schneller und deutlicher ein als die heute durch die Ergebnisse der Forschung geforderten differenzierten Sichtweisen.

weise gilt das fast eins zu eins für die andere Grossstruktur, die für die römische Zeit typisch ist, für den Gutshof.

Im Falle von *Augusta Raurica* haben wir zu konstatieren, dass eine verhältnismässig gut prosperierende Stadt innerhalb eines vergleichsweise kurzen Zeitraums abgeht – ich verwende absichtlich diesen neutralen Begriff. Es überrascht nicht, hat man sich das in der Forschung mit dramatischen Ereignissen erklären wollen. Die Einfälle der Barbaren erschienen als zureichender Grund für den Untergang einer Stadt wie *Augusta Raurica*; es gab Vorstellungen, dass die Stadt sozusagen in einer Nacht dem Erdboden gleichgemacht worden sei (Abb. 9). Die Popularität solcher Vorstellungen lässt sich daran messen, dass sie trotz aller Bemühungen der Forschenden bis heute überlebt haben. Nachdem diese Ursache aber durch die weiteren Forschungen ausgeschlossen werden konnte, wurde man auf Befunde aufmerksam, die man aus anderen Zusammenhängen kannte. Im Ganzen verstürzte Mauern, darunterliegende Leichen: Das erinnerte an Bilder aus Städten, die durch Erdbeben zerstört worden sind²³. Diese These war insofern von anderer Qualität, weil sie auf ausgegrabenen, auf dokumentierten Befunden beruhte und weil sie auch von naturwissenschaftlicher Seite begründbar schien. Das berühmte Erdbeben von Basel war, so liess sich mit Fug und Recht behaupten, bestimmt kein Einzelfall; *Augusta Raurica* liegt wie Basel in der Erdbebenzone des Hochrheingrabens, eine Zone, die sich durch halb

Mitteleuropa erstreckt. Es war anzunehmen, dass ein Schadenbeben in der Klasse wie jenes von 1356 eine Stadt wie *Augusta Raurica* so schwer treffen konnte, dass sie sich nicht mehr erholen konnte (Abb. 10). Dies nicht zuletzt deshalb, weil es in eine Zeit zu fallen schien, die durch eine sich entwickelnde allgemeine Krise gekennzeichnet war²⁴. Die seitherigen Untersuchungen haben aber gezeigt, dass wir diese Hypothese definitiv *ad acta* legen müssen. Sie war durchaus vernünftig, liess sich aber bei genauem Hinschauen letztlich nicht verifizieren. Es ist inzwischen bekannt, dass im Verbund verstürzte Mauern, zum Teil beträchtlichen Umfangs, nicht automatisch als Folgen von Erdbeben interpretiert werden dürfen, sondern ein bisher noch nicht ganz geklärtes Phänomen sind, das bei aufgelassenen Steingebäuden nicht selten auftritt. Ausgrabungen haben in den letzten Jahren an verschiedenen Orten Zeugnisse dafür geliefert, die freilich unterschiedlich datiert werden müssen²⁵. Das gleiche gilt im Kleinraum der römischen Stadt: Die dem einen Schadensereignis Erdbeben zugeschriebenen Befun-

23 Furger 2011, 77–103.

24 Schwarz 1996 (mit älterer Literatur).

25 Beispiele bei Furger 2011, 50–52 und 121–123; Rychener 1999/1, 207–213.

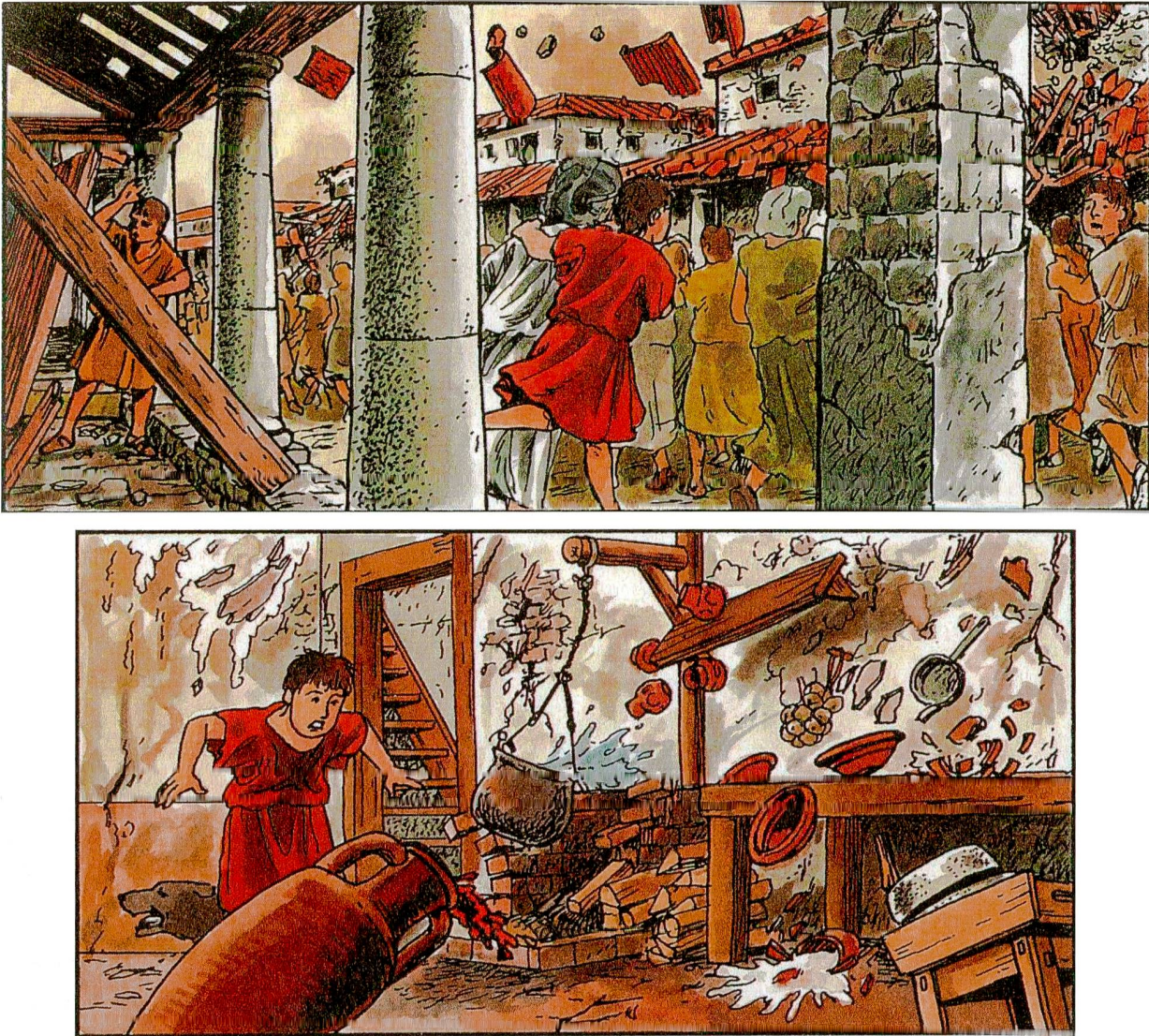


Abb. 10: Auch ein einprägsames Bild, weil aus Zeitungsbildern und vom Fernsehen her vertraut: der Moment, in dem die Erde bebt und Menschen sich vor den herabstürzenden Trümmern in Sicherheit bringen wollen.

de sind zu unterschiedlichen Zeitpunkten zustande gekommen, wie in der eingangs zitierten Untersuchung von Regula Schatzmann klar nachgewiesen wird²⁶. Man wird kaum davon ausgehen wollen, dass ausgerechnet im Zeitraum zwischen etwa 230 und 250 n. Chr. immer wieder Erdbeben aufgetreten sind, davor und danach aber nicht mehr. Fazit: Wir stehen, was die Ursachen für den Abgang von *Augusta Raurica* angeht, wieder am Anfang.

Sowohl die Barbarenthese als auch die Erdbebenthese gehören der Klasse der Katastrophentheorien an. Solche Annahmen verstellen, wenn sie denn nicht wirklich eindeutig und unmissverständlich nachweisbar sind – wie etwa der Ausbruch des Vesuv und seine Folgen –, häufig die Sicht auf das Vorhandene. Sie behindern die Forschung, statt sie voranzubringen, weil sie das genaue Hinschauen und Analysieren oftmals von vornherein verunmöglichen. Tatsächlich hat noch fast jede gründliche Analyse, sei es von antiken Quellen, sei es von archäologischen Befunden, ans Licht

gebracht, dass die Verhältnisse eben nicht so einfach waren, wie uns das eine vorschnelle Etikettierung oftmals nahelegen will²⁷. Ich erwähne an dieser Stelle eine persönliche Erfahrung: Bei der Untersuchung des Gutshofs von Neftenbach ZH stellte sich nach und nach heraus, dass die Vorstellung einer Zerstörung durch ein einmaliges Ereignis im

²⁶ Schatzmann 2013.

²⁷ Die Archäologie scheint für solche Etikettierungen *a priori* anfällig zu sein (Stichwort: Fürstengräber!), vor allem auch im diskutierten Zusammenhang, wenn Schlagwörter wie «Ende der Zivilisation», «squatter occupation», «slum conditions of town centers» oder «transformation en bidonville» etabliert werden, um die historisch überlieferten und/oder ergrabenen Phänomene zu charakterisieren. Man vergisst dabei leicht, dass solche Begriffe aus ganz anderen Zusammenhängen stammen. Auch wenn betont wird, dass man nur den Begriff übernimmt, nicht aber seinen Kontext



Abb. 11: Eine Brand- und Versturzschicht, die sich ungestört im Boden erhalten hat. Das Fundmaterial daraus legt nahe, dass sie in den Abgangshorizont der Stadt nach der Mitte des 3. Jahrhunderts gehört. Die Schicht fand sich nur einige Meter entfernt von jener in Abbildung 5.

Sinne der Barbarenthese mit den angetroffenen Befunden überhaupt nicht in Einklang zu bringen war. Die Befunde belegen im Gegenteil einen wohl mehrere Jahrzehnte dauernden Veränderungs- und letztlich Abgangsprozess²⁸. Bis das erkannt war, bedeutete es eine spürbare Anstrengung für mich, eher den Befunden zu vertrauen als der etablierten Forschungsmeinung.

Von *Augusta Raurica* wissen wir das seit Längerem, und die systematische Erforschung der sogenannten Erdbebenbefunde zeigte es ein weiteres Mal: Wir haben es mit einem zeitlich ausgedehnten Prozess zu tun, nicht mit einer Katastrophe. Um so wichtiger ist es, sich über die möglichen Ursachen Gedanken zu machen. Und weil *Augusta Raurica* in ein weitreichendes System eingebunden war, müssen wir unsere Aufmerksamkeit darauf richten. Diese weitere Umgebung oder Einbettung zu umreißen, war das Ziel der Abhandlung.

Das Potenzial der Archäologie

Ich bin der Meinung, dass an Befundanalysen noch viel zu leisten ist²⁹. *Augusta Raurica* bietet verglichen mit anderen römischen Städten sehr gute Voraussetzungen für detaillierte

Untersuchungen, weil das Stadtareal nach dem Abgang Jahrhunderte lang nicht mehr besiedelt worden ist und sich die Abgangshorizonte an vielen Orten erhalten haben (Abb. 11). Leider gibt es dennoch keine Garantie dafür, dass wir auch eine wirklich allseits akzeptierbare Erklärung finden. Die Erforschung von Krisen – in unserem Fall die Erforschung eines Stadtabgangs – wird sich aber lohnen. Ich bin davon überzeugt, dass die Archäologie vieles dazu beitragen kann, weil sie einen Ansatz verfolgt, der in der sonstigen Geschichts-

mit meint – ein in der Diskussion um die «Fürstengräber» verwendetes Argument –, stimmt das vielleicht für jene, die den Begriff einführen. Die Begriffe entwickeln aber rasch ein Eigenleben, bei dem der Kontext je nach persönlichem Hintergrund des Anwenders mitschwingt und auf weitere Phänomene ausgreift – von den Fürstengräbern war man schnell bei einer Adelsgesellschaft. Siehe zu dieser Diskussion das Kapitel bei Rogers 2011, 149–175: Timber buildings and «squatter occupation» within public buildings. Adam Rogers meint dazu: «An approach that avoids more negative interpretations is more helpful» (Rogers 2011, 149).

²⁸ Rychener 1999/1, 506–510.

²⁹ Neben Schatzmann 2013 sei als neuere Publikation unter anderem zu diesem Thema Ammann/Schwarz 2011 angeführt (mit Vergleichen und Literaturangaben zu weiteren Befunden mit Zerstörungshorizonten in *Augusta Raurica*).

forschung eher vernachlässigt wird. Die materiellen Auswirkungen von Krisen sind durchaus nicht so gut bekannt, wie man sich das wünschen würde. Und was schrumpfende Städte bedeuten, haben wir vor Kurzem erst erlebt, als in vielen Städten Industriekonglomerate fast von einem auf den anderen Tag verschwanden und damit auch ein grosser Teil der einmal vorhandenen Grundlagen des städtischen Lebens – man denke an das Ruhrgebiet, an die Industriestädte der ehemaligen DDR oder an Winterthur, um in der nächsten Umgebung zu bleiben. Es spricht einiges dafür, dass es Krisen dieser Art auch weiterhin geben wird. Umso wichtiger ist es, Krisenmerkmale zu erkennen, damit reagiert werden kann, bevor wir in den «beschleunigten Prozess» gemäss Burckhardt hineingeraten und uns eine weitere – im Sinne des Eingangszitats eigentlich vorhersehbare – Krise überrollt.

Literatur

- Ammann/Schwarz 2011: S. Ammann/P.-A. Schwarz, Eine Taberna in Augusta Raurica. Ein Verkaufsladen, Werk- und Wohnraum in Insula 5/9. Forsch. Augst 46 (Augst 2011).
- Breu 2012: M. Breu, Die Römer kannten keine Gletscher. Basler Zeitung vom 26.07.2012, 3.
- Burckhardt 1969: J. Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen. Hrsg. v. J. Oeri (Berlin 1969; erstmals erschienen 1905).
- Cariedes 2005: C. N. Cariedes, El Niño – Klima macht Geschichte (Darmstadt 2005).
- Christ 1970: K. Christ (Hrsg.), Der Untergang des Römischen Reiches (Darmstadt 1970).
- Christie 2011: N. Christie, The Fall of the Western Roman Empire – An Archaeological and Historical Perspective (London/New York 2011).
- Crichton 1969: M. Crichton, The Andromeda Strain (New York 1969). Verwendet wurde die deutsche Ausgabe: Andromeda (München/Zürich 1972; Übersetzung N. Wölfl).
- Diefenbacher/Müller 2013: S. Diefenbacher/G. M. Müller, Gallien in Spätantike und Frühmittelalter – Kulturgeschichte einer Region. Millennium-Studien 43 (Berlin/Boston 2013) 153–200.
- Engeler-Ohnemus 2006: V. Engeler-Ohnemus (m. Beitr. v. S. Fünfschilling/H. Hüster-Plogmann/P. Zibulski), Abfälliges aus Augusta Raurica. Deponien und Zerfallserscheinungen zwischen den Frauentermen und dem Theater von Augusta Raurica. Jahresber. Augst u. Kaiseraugst 27, 2006, 209–322.
- Falke 2006: M. Falke (Hrsg.), Mythos Kassandra. Texte von Aischylos bis Christa Wolf (Leipzig 2006).
- Fischer 2006: T. Fischer, Neue Chancen für eine archäologische Klimafolgenforschung? Germania 84, 2006, 453–465.
- Fischer 2012: T. Fischer (Hrsg.), Die Krise des 3. Jahrhunderts n. Chr. und das Gallische Sonderreich (Koll. Xanten 2009). ZAKMIRA 8 (Wiesbaden 2012).
- Furger 2011: A. R. Furger, Ruinenschicksale – Naturgewalt und Menschenwerk (Basel 2011).
- Gibbon 1776: E. Gibbon, The History of the Decline and Fall of the Roman Empire (London 1776). Verwendet wurde die von D. A. Saunders besorgte (gekürzte), deutsche Ausgabe: Verfall und Untergang des römischen Reiches (Nördlingen 1987; Übersetzung J. Sporschill).
- Glaser 2001: R. Glaser, Klimageschichte Mitteleuropas – 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen (Darmstadt 2001).
- Haas 2006: J. Haas, Die Umweltkrise des 3. Jahrhunderts n. Chr. im Nordwesten des Imperium Romanum. Geographica Hist. 22 (Stuttgart 2006).
- Jungk 1974: R. Jungk, Krisenforschung, eine Wissenschaft im Werden. Bild der Wissenschaft 11/5, 1974, 66.
- Keys 1999: D. Keys, Als die Sonne erlosch – 535 n. Chr.: Eine Naturkatastrophe verändert die Welt (München 1999).
- Kuhnen 1992a: H.-P. Kuhnen (Hrsg.), Gestürmt – Geräumt – Vergessen? Der Limesfall und das Ende der Römerherrschaft in Südwestdeutschland (Ausstellungskatalog) (Stuttgart 1992).
- Kuhnen 1992b: H.-P. Kuhnen, Die Krise des 3. Jahrhunderts in Südwestdeutschland: Not, Gewalt und Hoffnung. In: Kuhnen 1992a, 31–53.
- Loseby 2013: S. T. Loseby, Lost cities. The end of the *civitas*-system in Frankish Gaul. In: Diefenbacher/Müller 2013, 223–252.
- Maise 1998: C. Maise, Archäoklimatologie – Vom Einfluss nacheiszeitlicher Klimavariabilität in der Ur- und Frühgeschichte. Jahrb. SGUF 81, 1998, 197–233.
- Raith 1982: W. Raith, Das verlassene Imperium. Über das Aussteigen des römischen Volkes aus der Geschichte (Berlin o. J. [1982]).
- Rogers 2011: A. Rogers, Late Roman Towns in Britain. Rethinking, Change and Decline (New York 2011).
- Rychener 1998: J. Rychener, Modelle und Archäologie: Vom notwendigen Spiel mit der Vergangenheit. Arch. Schweiz 3, 1998, 125–127.
- Rychener 1999: J. Rychener, Der römische Gutshof in Neftenbach. Monogr. Kantonsarch. Zürich 31, 2 Bde. (Zürich/Egg 1999).
- Schatzmann 2013: R. Schatzmann, Die Spätzeit der Oberstadt von Augusta Raurica – Untersuchungen zur Stadtentwicklung im 3. Jahrhundert. Forsch. Augst 48 (Augst 2013).
- Schatzmann/Martin-Kilcher 2011: R. Schatzmann/S. Martin-Kilcher (Hrsg.), Das römische Reich im Umbruch – Auswirkungen auf die Städte in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts/L'Empire romain en mutation – Répercussions sur les villes dans la deuxième moitié du III^e siècle. Kongressbericht Bern 2009. Arch. et Hist. Romaine 20 (Montagnac 2011).
- Schmidt/Gruhle 2003: B. Schmidt/W. Gruhle, Klimaextreme in römischer Zeit. Eine Strukturanalyse dendrochronologischer Daten. Arch. Korbl. 33/3, 2003, 421–426.
- Schmidt u. a. 2005: B. Schmidt u. a., Mögliche Schwankungen von Getreideerträgen. Befunde zur Rheinischen Linearbandkeramik und Römischen Kaiserzeit. Arch. Korbl. 35/3, 2005, 301–316.
- Schwarz 1996: P.-A. Schwarz, Zur Spätzeit von Augusta Raurica. In: E. Schallmayer (Hrsg.), Niederbieber, Postumus und der Limesfall. Stationen eines politischen Prozesses. Bericht des ersten Saalburgkolloquiums. Saalburg-Schr. 3 (Bad Homburg v. d. H. 1996) 60–68.
- Unruh 1992: F. Unruh, Aus heutiger Sicht: Theorien zum Ende des Limes. In: Kuhnen 1992a, 16–20.
- Unruh/Grafls 1992: F. Unruh/B. Grafls, Aus römischer Sicht. In: Kuhnen 1992a, 21–28.
- Ward-Perkins 2005: B. Ward-Perkins, The fall of Rome and the end of civilization (Oxford 2005). Verwendet wurde die deutsche Ausgabe: Der Untergang des Römischen Reiches und das Ende der Zivilisation (Darmstadt 2007).
- Witschel 1999: C. Witschel, Krise – Rezession – Stagnation: Der Westen des römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. Frankfurter Althist. Beitr. 4 (Frankfurt a. M. 1999).
- Witschel 2004: C. Witschel, Re-evaluating the Roman West in 3rd c. A. D. Journal Roman Arch. 17, 2004, 251–281.
- Witschel 2011: C. Witschel, Die Provinz Germania Superior im 3. Jahrhundert – ereignisgeschichtlicher Rahmen, quellenkritische Anmerkungen und die Entwicklung des Städtewesens. In: Schatzmann/Martin-Kilcher 2011, 23–64.
- Witschel 2013: C. Witschel, Die spätantiken Städte Galliens: Transformationen von Stadtbildern als Ausdruck einer gewandelten Identität? In: Diefenbacher/Müller 2013, 153–200.

Abbildungsnachweis

Abb. 1:

Zeichnungen Markus Schaub.

Abb. 2:

Nach: Wikimedia commons. Ölgemälde von Evelyn de Morgan (1855–1919), entstanden 1898. London, De Morgan Centre, Inv. P_EDM_0022.

Abb. 3:

Nach: Wikimedia commons, Foto Wolfgang Sauber. Detail des Bodenmosaiks in der Empfangshalle im Haus des Aion, Archäologischer Park von Paphos, Zypern. 4. Jh. n. Chr.

Abb. 4:

Tabelle Jürg Rychener.

Abb. 5:

Foto Jürg Rychener. Grabung 2001–2002.064, Digitalfoto B417.

Abb. 6:

Nach: Wikimedia commons. Holzschnitt aus Albrecht Dürers (1471–1528) Apokalypse, entstanden 1497/1498.

Abb. 7:

Tabelle Jürg Rychener.

Abb. 8:

Fotos Ausgrabungen Augst/Kaiseraugst. Grabung 1965.051, Fotos 835 und 836.

Abb. 9:

Gemälde von Karl Jauslin (1842–1904) mit dem (damals aus wissenschaftlicher Sicht schon überholten) Titel: «Die Hunnen zerstören Augusta Raurica», entstanden 1898. Liestal, Museum.BL, Inv. D1.1980.

Abb. 10:

Nach: D. Šimko/Roloff, «Prisca und Silvanus. Die Zerstörung von Augusta Raurica». Augster Museumsh. 18 (Augst 1996) 11. Zeichnungen von Roloff (Rudolf Meier).

Abb. 11:

Foto Jürg Rychener. Grabung 2001–2002.064, Digitalfoto B612.

